Die Geschichte einer reinen Liebe [Fortsetzung]

Autor(en): **Gotthelf, Jeremias**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **44 (1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925480

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Laub, junge Zweige, Baumrinde, Gras usw. Vielleicht richten sie gelegentlich auch Schaden an, weil es ihnen Spaß macht.

Ein Wirrwarr von Elefantenpfaden überzieht den Berggrat in seiner ganzen Länge von rund zwei Kilometern. Ueberall liegen Kothaufen, ähnlich wie die Pferde sie fallen lassen, nur viel größer. Einzelne sind noch frisch. Wolken von kleinen Mücken tanzen darüber. Besonders leicht erkennbar sind die Spuren der schweren Bullen. Ihre Riesenfüße haben tiefe Löcher in den Brei von Erde und Mist getreten.

(Schluß folgt)

Die Geschichte einer reinen Liebe

8.

Felix will den Egli-Hannes verklagen.

Aenneli lag auf Felix' Wagen. Es wimmerte und wehberte nicht mehr. Auf alle Fragen antwortete es, es wolle nicht klagen, sondern Gott danken, daß es nicht schlimmer gegangen sei. Es werde schon wieder bessern.

Es sagte, es sei auf dem Heimweg gewesen von der Großmutter. Die Großmutter sei nämlich gestorben. Auf dem langen Weg nach Hause sei es müde geworden und habe ab dem Gehen fast geschlafen und darum die Wagen zu spät gehört, sei stehengeblieben, statt zu fliehen. Es sei also selber schuld an dem Unglück.

«Schweig doch», schnauzte der Felix, «mit dem dummen Gedampe (Geschwätz)! Der Egli-Hannes ist schuld, der Hund, und niemand anders.» Der müsse ihm auf das Schloß (ins Gefängnis). «Dem Donner treibe ich es ein, ein armes Mädchen so zuzurichten!» schmälte er (schimpfte er), als sie beim Doktor im nächsten Dorfe ankamen. Aber der Arzt sagte, er solle jetzt lieber machen und das Mädchen nach Hause bringen, daß es zur Ruhe komme. Sonst könne es noch schlimm gehen. Das machte dem Felix Beine. —

«Herr Jesus, du mein Gott!» jammerte Bethi, als man es im Nägeliboden aus dem Schlaf geklopft hatte und als man seine verbundene Schwester ins Haus trug. Aenneli ließ alle Glieder hängen, akkurat (genau so), als ob es tot sei. «Aenneli, mein Gott, Aenneli!» schrie Bethi auf, leichenblaß. «Ist's tot?» — «Nein», hieß es, «nur ohnmächtig! Morgen kommt der Doktor und sieht noch einmal nach!» Der Egli-Hannes habe es überfahren und wollte es jetzt nicht einmal glauben, der Lumpenhund, sagte Felix.

Während Bethi die kranke Schwester pflegte, hatte Felix eine unruhige Nacht. Die Wut über den Egli-Hannes ließ ihn nicht schlafen. O — er hätte ihn erwürgen mögen! So grenzenlos lieb, wie er das Aenneli hatte, so grenzenlos haßte er den Egli-Hannes.

Kaum war es Tag, ging er wieder auf den Nägeliboden und fragte den Sepp: «Hast du den Egli-Hannes schon angezeigt (der Polizei verklagt)?»

«Was? Warum soll ich ihn anzeigen?» sagte der Bauer.

«He, warum? Frag nicht so dumm! Weil er dein Aenneli überfahren hat. Wie geht's ihm?»

«Nicht am besten. Hat grausames Fieber. Aber es hat gesagt, der Egli-Hannes sei nicht schuld. Und ich will nicht prozidieren (nichts mit dem Gericht zu tun haben), habe weder Geld noch Lust dafür, und das Meitschi sagt, es sei selber schuld.» Dabei blieb der Sepp, Felix konnte aufbegehren (schimpfen), wie er wollte.

Da kam der Arzt. Sepp schritt ihm voran in das Haus, Felix folgte ihnen auf den Fersen (hinten nach), ohne zu fragen, ob er mitkommen dürfe. Aenneli lag im sauberen Bett und schlief wie eine Tote.

«Ist's tot?» fragte er in seiner Herzensangst.

Da war's, als wenn der Ton ein Leben wäre und hineinführe in Aenneli. Wie Morgenröte an den Bergen glüht, fuhr es über sein Gesicht. Es schlug die großen, schönen Augen auf, der erste Strahl derselben fiel auf Felix. Da lächelte Aenneli freundlich, und die Augen schlossen sich wieder.

Der Arzt wußte nicht, was es war mit Aenneli. Ob es innerlich verletzt war? Felix fragte: «Könnt's sterben?» — «Warum nicht?» sagte der Arzt und ging. Er wolle Mittel (Arznei) schicken.

Ach, das war ein schweres Heimgehen für Felix. Weinen und Wüten lagen da nahe beieinander bei ihm. Dreinschlagen hätte er mögen; aber was hilft's? Aber als er dann dem Vater das Unglück erzählen mußte, wurde es ihm immer kälter drunten im Herzen. Er begann zu fühlen, daß Egli-Hannes nicht allein schuld war. Und der Vater sagte es ihm frei ins Gesicht: «Unter deinen Rossen lag das Meitschi, Felix! Bedenk das, bevor du den Egli-Hannes verklagst!»

Aenneli ging es, gottlob, alle Tage besser. Der Arzt, der zweimal dagewesen, hatte gesagt, Gefahr ums Leben sei keine mehr. Felix vernahm das, und es fiel ihm ein schwerer Stein vom Herzen. Aber immer noch begehrte er auf. Der Egli-Hannes gehöre in die Kefi (Käfig, Gefängnis).

«Bsinn di», sagte die Mutter. «Kannst du schwören, wie es war? Du warst ja betrunken. Rede es nicht aus! Ich weiß, daß du mehr als genug hattest (betrunken warst).»

Aber der Felix hatte einen harten Kopf. War zornig über alle Welt, auch über das Aenneli, weil es den Egli-Hannes nicht verklagen wollte. Dem Meitschi wolle er die Meinung sagen! Aber wenn er das so recht ingrimmig dachte, so sah er wieder Aenneli, wie es damals im Bette lag, wie es rot wurde, als es seine Stimme hörte, wie es die Augen aufschlug, einen Blick ihm zuwarf. Diesen Blick konnte er nicht vergessen. Dieser Blick hatte eine wunderbare Kraft. Er verzehrte die bösen Gedanken, den Zorn, die Bitterkeit, die Rachgier, es war ihm still und wohl im Herzen, ein süßes Träumen kam über seine Seele. Und dann kam ein Verlangen über ihn nach dem Nägeliboden, er mußte nach seinem Aenneli sehen. Fast jeden zweiten Tag hatte er auf dem Nägeliboden zu tun: einen Roßhandel bereden mit dem Sepp, Samen austauschen, einmal auch eine Schafschere leihen und dergleichen. Und überglücklich war er, wenn er dabei einen Blick von Aenneli erhaschen konnte, das ihm so freundlich zunickte. Vergessen war dann auch der böse Egli-Hannes, um und um war lauter Sonnenschein, auch wenn es aus Kübeln regnete. War aber Aenneli nirgends zu sehen, so schlich er geschlagen nach Hause, dunkel war es in seinem Gemüte, und die Welt trug ein Trauerkleid.

(Frei nach Jeremias Gotthelf «Die Käserei in der Vehfreude». Gf.)

Kommen die Metzger auch in den Himmel?

Einmal war die Großmutter besonders lieb mit dem kleinen Hansli. Das war damals, als das Büblein so sehr erschrak über die Menschen. Zwar schien dem kleinen Hansli schon vorher einiges an den Großen nicht so recht übereinzustimmen mit dem, was ihm die Sonntagsschullehrerin als brav hinstellte. Aber darüber machte er sich keine Gedanken. Das würde er dann schon verstehen, wenn er selber einmal groß wäre. Bis dann eines Tages etwas kam, das fast zuviel für ihn war.

Sechsjährig war der Hansli, als ihn der Metzger Aeschlimann mit sich in das Schlachthaus nahm. Er dürfe auch einmal zuschauen, wie man so ein Rind schlachte. Halb war es ihm ein Dürfen, denn bei so was dabei gewesen zu sein machte ihn groß vor den andern Buben, halb war es ihm ein Müssen, denn er fürchtete sich.

Beim Schlachthaus stellte er sich unter der Türe auf und schaute dem Geschehnis aus gehöriger Entfernung zu. Das Rind stellte sich hin, gutgläubig und völlig ahnungslos, was da Fürchterliches mit ihm geschah. Der Metzgerknecht stellte ihm ein Spitzeisen auf die Stirne, der Meister schlug mit dem Hammer zu, und das Rind . . .